

Sabine Weiß



*Der Chirurg und
die Spielfrau*

HISTORISCHER ROMAN

NIKOL
VERLAG

Die Natur ist nämlich wie ein Fiedelspieler, der mit seinem Klang die Tänzer führt und lenkt. Wir Ärzte und Chirurgen sind wie die Tänzer, und genauso, wie die Natur musiziert, müssen wir tanzen.

Henri de Mondeville (französischer Arzt, 1260–1310)

Instrumenten und Seytenspiel der Musica helfen auch die gesuntheit erhalten / und die verloren wider zubringen. Dan die tön seind eben den schwachen gemüteren vergleicht / wie sich die artzneyen den schwachen leiben vergleichen.

Ibn Butlan (christlich-nestorianischer Arzt, † 1065 Antiochien)

Personenverzeichnis

NORDDDEUTSCHLAND

Thonis von Versfleth, niederadeliger Ritter aus der Wesermarsch
von Geburt, Chirurg aus Berufung

Drochtleff von Owmund und Domina Amelradis, seine Eltern

Mathias und Emo, seine Brüder

Gerhard zur Lippe, Erzbischof von Bremen *

Simon zur Lippe *

MALLORCA

Elena, Sklavin und Spielfrau mit einem besonderen Talent

Loukia und Itys, ihre Eltern

Niko, Sklave

GENUA

Rambertino Buvalelli *, Podestà von Genua und Troubadour

Leibdiener Gisulfo

Maja, Sklavin

BOLOGNA

Dominus Magister Wilhelm de Congénis, Chirurg *

Domna Graziella, seine Frau

Gaston und Sibilla, ihre Kinder

Amiré, Medizinstudent und Magister Wilhelms Gehilfe

Außerdem treten u.a. folgende historisch verbürgte Persönlichkeiten auf (ansonsten mit * gekennzeichnet):

Raymond von Toulouse VI.

Oliver der Sachse

Beatrice d'Este

König Jaume I. von Aragón

Kaiser Friedrich II.

Simon de Montfort

Herzog Otto von Lüneburg, genannt »das Kind«

Prolog

Toulouse, Okzitanien, August 1222

Der Wagen rumpelte in ein Schlagloch und geriet in gefährliche Schiefelage. Elena umklammerte ihre Laute, mit der anderen Hand hielt sie sich am Gestänge fest. Das Seidenkleid klebte an ihrem Leib. Ihre Lippen spannten, sodass sie sie anfeuchten musste, damit sie nicht einrissen. Ihr Herr hatte die Plane fest verschlossen, weshalb sie seit Tagen in stickiger Hitze und erzwungener Blindheit dahinfuhr. Jetzt aber öffnete sich das Leinen im heißen Fahrtwind einen Spalt weit. Die Sommerhitze lag über den kargen Feldern wie ein Leichentuch. Der Landstrich war ausgeblutet. Brandruinen von Höfen, ja ganzen Dörfern. Weinstöcke wucherten unbeschnitten, Vieh war kaum zu sehen. Sie kannte diese Gegend nicht. Wo waren sie? Wohin reisten sie?

Hungerleider rannten zu dem Frachtwagen und versuchten, ihn aus dem Loch zu schieben. Ein dürrer Junge riss an der Plane und spähte in den Wagen hinein. Als er Elena bemerkte, schob er ihr die geöffnete Handmuschel entgegen.

»Bona Domna, bitte, ein paar Münzen nur! Ich flehe ...« Er brach ab, als sie ruckartig anfuhr.

Draußen gingen Bettelrufe durcheinander. »Bitte, Ser, ein Dank für unsere Hilfe!«

»Ein paar Almosen für uns!«

Der Hänfling klammerte sich an den Wagen. »Helft! Ich flehe Euch an!« Er streckte sich, beinahe bekam er ihren Schleier aus venezianischer Seide zu fassen.

Elena wich zurück. Wenn er den Schleier zerriss, würde ihr Herr sie schlagen. Dabei wünschte sie sich, sie könnte dem Jungen etwas

geben. Er war fünf, sechs Jahre jünger als sie, vielleicht vierzehn, und auch wenn es für ihn anders aussehen musste, war sie genauso bettelarm wie er. Das Seidenkleid, das ihre hohe, etwas zu kräftige Figur umschloss, der Schleier über ihren schwarzen langen Locken, die feinen Schuhe – nichts davon gehörte ihr.

»Es tut mir leid, ich habe selbst nichts«, wisperte sie.

Die Peitsche zischte hell. Der Wagen fuhr schneller, sodass Elena auf die Bank gedrückt wurde. Der Junge stürzte auf die Straße.

»Bagasa!«, beschimpfte er sie als Dirne. Auch die anderen Helfer riefen ihnen Flüche hinterher. Wie beißender Rauch umwehten die Verwünschungen sie.

Nicht lange nachdem Stimmen und Schritte verklungen waren, hielten sie an. Ihr Herr öffnete den Wagenverschlag. Seine Kleidung und seine Haare waren vom Straßendreck bestäubt. Auf seine gefurchte Stirn hatten Schweiß und Staub tiefe Linien gezeichnet. Er funkelte sie wütend an.

»Ich habe dir doch gesagt, dass du mit niemandem reden sollst«, fauchte er. »Hast du ihm etwa verraten, wer wir sind und woher wir kommen?«

Trotzig schwieg sie. Glaubte er wirklich, sie habe mit dem Bettelungen geplaudert? Unvermittelt schlug er ihr die Faust in den Leib. »Antworte gefälligst!«

Elena krümmte sich keuchend. Dann zwang sie sich, gegen den Schmerz anzuatmen. Mit Bauchkrämpfen würde sie nach den Strapazen der Reise ihre Aufgabe nicht erfüllen können. »Ich habe ihm nur gesagt ... dass ich ihm nichts geben kann, Ser«, presste sie hervor.

Nun strich der Herr ihr über die Wange, was sie erschauern ließ. Gönnerhaft hielt er ihr einen Lederschlauch hin. Nur kurz konnte sie sich die Kehle mit dem mit Wasser und Honig versetzten Wein netzen, ehe er ihr den Behälter wieder abnahm.

»Das reicht. Du brauchst einen klaren Kopf.«

Die Kontrolle am Stadttor war langwierig. Immerhin hatten ihre Schmerzen nachgelassen. Ihr Herr wusste genau, wie er sie schlagen konnte, ohne sie ernsthaft zu verletzen; er wollte seinen kostbaren Besitz ja nicht beschädigen. Elena lauschte dem Gespräch mit dem Zöllner. Schließlich schnappte sie den Namen der Stadt auf: Toulouse. Sie erstarrte. Deshalb also waren sie so lange unterwegs gewesen! Deshalb hatte ihr Herr darauf bestanden, unauffällig zu reisen. Todfeinde der Christenheit hatten sich in Südfrankreich ausgebreitet: die Katharer. Sie selbst behaupteten, den reinen Glauben zu vertreten, aber ihre Gegner waren davon überzeugt, dass sie dem Teufel, der sich oft in der Gestalt der Katze zeigte, den Hintern küsten. Der Papst hatte bereits vor etlichen Jahren zu einem heiligen Krieg gegen diese sogenannten Armen Christi aufgerufen, doch diese hatten offenbar Rückhalt in Adel und Bauernstand. In der Grafschaft Toulouse tobte der Kampf zwischen den Katholiken und den als Ketzer verfolgten Katharern noch immer erbittert. Es sah aus, als hätten dreizehn Jahre Kreuzzug das einst reiche Okzitanien in ein Armenhaus verwandelt. Kreuzritter, Häretiker, Aufständische und skrupellose Profiteure hatten Land und Leute zwischen sich zermahlen. Warum brachte ihr Herr sie in diese tödliche Gefahr?

Endlich durften sie passieren. Selbst durch den schmalen Spalt in der Wagenplane waren die Folgen der Belagerungen, der Überfälle und Plünderungen unverkennbar. Etliche Häuser waren zerstört, andere wirkten verlassen. Eine angespannte Stille lag über der Stadt. Nichts war von dem Trubel zu spüren, der diese reiche Handelsstadt vermutlich sonst prägte. Die gewaltige Basilika aus rosafarbenen Steinen war von unzähligen Bettlern umlagert.

Da erregte ein Tumult ihre Aufmerksamkeit: Auf einem Platz beschimpften sich Menschen, als hinge ihr Leben davon ab.

Der Wagen hielt. Besitzergreifend legte ihr Herr seinen Arm um ihre Taille, als er ihr beim Aussteigen half. Vor ihnen erhob sich ein imposantes, schwer bewachtes Steinhaus, dessen Fensterläden

verschlossen und gesichert waren. Ein mulmiges Gefühl schnürte Elena den Hals zu.

Ein Diener nahm sie in Empfang. Im Dämmerlicht war Elena beinahe blind. Die gespenstische Stille im Haus verursachte ihr ein unangenehmes Zusammenziehen der Kopfhaut. Ein Adelige begrüßte sie und flüsterte ihrem Herrn zu, dass sich die Situation, seitdem er die Nachricht geschickt hatte, dramatisch verschlechtert hatte. Graf Raymond habe einen Unfall gehabt. Jetzt gehe es um Leben oder Tod.

Als sie ins Obergeschoss geführt wurden, hörte Elena mit Verzweiflung und Hass gemurmelte Gebete. Das Kribbeln breitete sich aus und zog den Nacken hinunter. So unwohl fühlte sie sich, dass sie sich wünschte, mit den kostbaren Tapisseries an den Wänden verschmelzen zu können. Beruhigend war nur die Laute in ihren Händen, birnenbauchig, poliert und mit frischen Saiten versehen, das Beständigste in ihrem Leben.

Ihr Herr sah sie warnend an, als er sie in eine große Schlafkammer schob. »Du weißt, was du zu tun hast. Verdirb es nicht«, raunte er.

Durch das Gespinst ihres Schleiers nahm Elena die Umgebung in sich auf. Es war ein düsterer und stickiger Raum, in dessen Mittelpunkt ein großes Himmelbett mit Vorhängen aus feinstem Damast stand. Eine Dame kniete neben dem Bett und betete. Der Duft der wohlriechenden Kräuter, die in mehreren Schalen verbrannt wurden, konnte den Gestank der Krankheit nicht überdecken. Männer standen in Grüppchen in der Nähe des Betts und diskutierten erregt. Es waren Adelige, Bürger, Geistliche und Kreuzritter verschiedener Orden. Ein junger Ritter lief unruhig vor den verrammelten Fenstern auf und ab.

Und da war der Kranke. Sein Körper war von Pelzen bedeckt, sein Schädel von Seide. Dazwischen ein eingefallenes Gesicht mit blutunterlaufenen Augenhöhlen. Ein gestandener Ritter, das verriet seine Statur. Ein Mann, der das Leben ausgekostet hatte, das verriet

sein Gesicht. Ein Sterbender, das verriet seine Stimme. Sein Stöhnen trieb Elena den Geschmack von Asche in den Mund.

Die Männer wandten sich ihnen zu. Die fein geschnittenen Züge eines Mönchs verwandelten sich bei ihrem Anblick in eine angewiderte Grimasse. »Was hat das Weib hier zu suchen?«, zischte er. Seinem schwarz-weißen Habit nach zu urteilen, gehörte er dem strengen Predigerorden an.

»Ihre Künste sind mir ans Herz gelegt worden. Wir müssen alles Menschenmögliche versuchen, um meinen Vater zu retten. Die Heiltränke dieses Herrn sind berühmt. Außerdem hat Graf Raymond die Musik immer geliebt«, sagte der junge Ritter, der sich mit diesen Worten als Raymond der Jüngere zu erkennen gab.

»Auf Gott sollte der Graf vertrauen! Sein Leben liegt in der Hand des Allmächtigen. Wenigstens im Tode sollte er sich angemessen verhalten«, brach es aus dem Mönch heraus.

Nun mischte sich ein Greis ein, der sein dunkles, schlichtes Gewand mit einem einfachen Seil gegürtet trug. »Der Graf ist ein guter Christ und möchte auch im Tode so behandelt werden. Lasst mich diesem Freund Gottes die Hand auflegen und sein Leben zu einem guten Ende führen.«

Elena erstarrte bei diesem Ansinnen. Der Greis musste ein Perfectus sein, einer der geistlichen Anführer der Katharer. Warum wurde er hier geduldet? Ihren Herrn schien diese Diskussion nicht zu kümmern. Mit großer Geste flößte er dem Kranken einen Heiltrank ein.

Die Reaktion des Predigermönchs ließ nicht auf sich warten. »Schweigt, verkettzerte Brut!«, schrie der Mönch den Perfectus an.

»Mäßigt Euch!«, ging nun einer der Kreuzritter in scharfem Ton dazwischen.

»Ich lasse mir nicht den Mund verbieten. *Extra ecclesiam nulla salus*, heißt es. Auch Ihr solltet wissen, dass es außerhalb der Kirche kein Heil gibt. Brennen soll dieser häretische Greis auf dem Scheiterhaufen, wie so viele seiner Glaubensgenossen vor ihm.«

»Ich fürchte das Feuer nicht. Es wird meine Seele befreien!«, verkündete der Perfectus.

»Damit sie in ein anderes Wesen einfahren kann, wie der Teufel? Macht endlich dieser Häresie ein Ende! Es ist eure Aufgabe, die Kirche mit euren Waffen zu verteidigen!«, fuhr der Mönch die Kreuzritter an.

Nun wandte sich einer der Hospitaliter dem Erbgrafen zu. »Eine Spielfrau? Was soll dieser Hokuspokus? Ich kann unseren Infirmarius noch einmal kommen lassen.«

»Das ist sehr freundlich von Euch, aber ich denke, Euer Infirmarius hat bereits sein Möglichstes getan«, wies Raymond der Jüngere den Vorschlag zurück. »Wir müssen auf andere vertrauen. Mein Vater muss noch einmal erwachen, er muss auf jeden Fall seinen Willen bekunden.«

»Das ist vergebene Liebesmüh. Der Graf stirbt, das ist unverkennbar. In seinem Testament hat er verfügt, als Ritter des Hospitaliter-Ordens bestattet zu werden«, sagte der Kreuzritter.

»Das ist Jahre her und unter Zwang geschehen. Längst hat Graf Raymond diese Anordnung widerrufen. Auf keinen Fall werden wir zulassen, dass Ihr den Leichnam an Euch reißt!«, protestierte der Perfectus.

»Denkt Ihr etwa, er wird das Consolamentum empfangen, wie ein verdammter Ketzler?«

»Wenn es sein Wunsch ist, soll es so sein!«

Kurz sah es aus, als stünde ein Handgemenge bevor.

»Genug!«, machte Raymond der Jüngere dem Streit ein Ende. »Wenn Ihr nicht Frieden haltet, werde ich Euch alle dieses Hauses verweisen müssen.«

Elena schwindelte von den intensiven Farben, die während des Wortwechsels vor ihren Augen zu tanzen begonnen hatten. Gleißend roter Hass, tiefschwarze Galle, stechendes Grün und Scharlach. Dazwischen ein Pfad aus schwindendem Grau – auf ihn musste sie sich konzentrieren, ihm musste sie folgen.

Ihr Herr stellte neben dem Bett einen Schemel für sie bereit. Etwas befangen setzte sie sich. Ihre Fingerkuppen strichen behutsam über das Muster im Holzkorpus und die gespannten Darmsaiten. Sie liebte ihr Instrument, als wollte sie es besänftigen. Das war ihr Ritual, um zur Ruhe zu kommen. Nur wenn sie vollständig in der Musik aufging, konnte sie die richtigen Töne treffen und das Erreichen, was allein sie vermochte. Fein wie Perlenschauer ließ Elena eine erste Melodie erklingen. Dann erhob sie ihre Stimme. Der Kopf des Kranken ruckte, er keuchte. Die Dame starrte sie an. War sie die Gräfin? Egal. Unbeirrt sang Elena weiter.

Ihre Pferde galoppierten querfeldein. Thonis sah sich nach seinem Lehrmeister um. Magister Wilhelm war zwar zurückgefallen, hielt aber das Tempo. Vor drei Tagen hatte die Nachricht sie erreicht. Seitdem waren sie über Handelswege geprescht, hatten Berge überquert und Flüsse gekreuzt. Eigentlich war der Chirurg mit Anfang fünfzig zu alt für eine derartige Strapaze, aber die Zeit drängte, das hatten die Vertrauten des Königs ihnen deutlich zu verstehen gegeben. Es galt, eine Seele zu retten, damit endlich Frieden einkehren konnte.

Noch einmal drückte Thonis seinem Pferd die Unterschenkel in die Seiten. Weißer Schaum flog aus den Nüstern seines Rosses. Auch seine eigene Haut war schweißbedeckt. Die Luft flimmerte, als endlich die Kirchtürme von Toulouse am Horizont auftauchten. Schon einmal hatte Thonis diesen Weg bereist. So viel war seitdem geschehen. Es kam ihm vor, als wäre er damals – war es wirklich erst vier Jahre her? – ein anderer Mensch gewesen. Was würde ihn heute erwarten?

Wenig später wurden sie in das Steinhaus in der Nähe der Basilika geführt. Zu Thonis' Erstaunen drang aus dem Obergeschoss eine betörende Musik zu ihnen. Prompt stellten seine Nackenhaare sich auf. Sein Lehrmeister und er tauschten Blicke. Sie konnten nicht herausfinden, was es damit auf sich hatte, denn sie wurden zunächst

in einen Saal geführt. Gleich darauf kam die Gräfin herein. Gegen die beiden groß gewachsenen Männer wirkte sie besonders zierlich. Als Eleonore von Aragón den dunklen Spitzenschleier hob, sah man, dass sie geweint hatte. In heftiger Atembewegung funkelte auf ihrer Brust ein Goldkreuz. Sie überflog den versiegelten Brief, den ihr Neffe, der König von Aragón, den Chirurgen ausgestellt hatte.

»Oh, Magister, Ihr seid unsere letzte Hoffnung!«, stieß die Edeldame hervor. »In diesem Haus gibt es niemanden, dem ich vertrauen kann. Jeder verfolgt nur seine eigenen Interessen, selbst bei meinem Stiefsohn kann ich nicht sicher sein, was ihn wirklich umtreibt. Von Anfang an war ich als fünfte Ehefrau meines Gatten von Missgunst umgeben. Aber jetzt geht es darum, die unsterbliche Seele dieses großen Sünders zu retten, mit dem der Allmächtige mich zusammengeführt hat.«

Tatsächlich kannte auch Thonis das Gerücht, dass Graf Raymond den ketzerischen Katharern angehörte, weshalb er vom Papst aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgestoßen worden war. Warum sonst sollte der Graf diese Ketzer in seinen Landen dulden, sogar fördern? Andere hielten sein Verhalten für religiöse Toleranz oder einfach Gleichgültigkeit. Graf Raymond schien scheinheilig und schwach zu sein.

»Die Exkommunikation ist eine schreckliche Strafe, dennoch betrachte ich es als meine Pflicht, einem Kranken zu helfen. Ich hörte von einer Schädelverletzung. Was ist dem Grafen zugestoßen?«, fragte der Magister.

Nervös drehte die Edeldame einen Rosenkranz aus Korallen zwischen den Fingern. »Mein Gatte war schon seit Wochen nicht gut zuwege. Bei einem Übungskampf stürzte er unvermittelt und schlug sich den Schädel auf. Die meiste Zeit ist er bewusstlos. Wenn er die Augen öffnet, kann er nicht sprechen. Keinen Ton bekommt er heraus. Sogleich wurden der Infirmarius der Hospitaliter und später ein Medicus gerufen, doch ihre Heiltränke und Salben waren nutzlos.« Eleonore von Aragón neigte sich dem Chirurgen

zu. »Ich muss gestehen, dass ich den anderen Heilkundigen der Stadt nicht traue. Es geht um zu viel!«

»Heiltränke werden gegen einen geborstenen Schädel nicht viel ausrichten. Lasst uns zu dem Kranken gehen, dann können mein Gehilfe und ich uns an die Arbeit machen.«

Die Gräfin legte die Hand auf den Arm des Chirurgen. Ihre Augen hatten einen flehenden Zug angenommen. »Für mich zählt nur eins: seine Seele zu retten. Mein Gatte muss jeglichem Ketzertum abschwören und sich zum wahren Glauben bekennen. Das Haus Barcelona und das Königshaus von Aragón dürfen nicht dauerhaft von dem Frevel meines Gatten beschmutzt werden. Wie sehr ich dafür bete, dass der Allmächtige und die heilige Mutter Maria uns vergeben!« Innig presste sie die Lippen auf das Goldkreuz.

Im Saal fiel Thonis' Blick auf die junge Frau, die von den Männern abgesondert auf einem Schemel saß, auf einer Laute spielte und sang. Sogleich schoss ihm die Hitze ins Gesicht, und er wandte sich ab. Hatte auch sie ihn gesehen? Zumindest hatte ihre Stimme kurz gezittert – oder hatte er sich das eingebildet? Die Geistlichen ignorierten sie missbilligend, doch die Augen der Bürger sowie eines Ritters ruhten wohlgefällig auf der Spielfrau. Der junge Mann war in einen bestickten Waffenrock gehüllt, an der Seite trug er ein kostbares Schwert.

Noch ehe der Magister die Anwesenden begrüßen konnte, schoss dieser Ritter auf sie zu. »Das ist also der Chirurgicus, den du zu Hilfe gerufen hast, Stiefmutter? Wie heißt er?«, fragte er scharf. Das musste Erbgraf Raymond der Jüngere sein. Der Erstgeborene des Grafen war ein Heißsporn, wie Thonis wohl wusste.

»Magister Wilhelm von Congénies. Er ist der Beste seines Fachs. Mein Neffe, König Jaume, hat ihn empfohlen.«

Der junge Ritter überlegte kurz, dann ging er lauernd um Thonis und seinen Lehrmeister herum. »Congénies? Der Name sagt mir etwas. Standet Ihr nicht in den Diensten unseres Erzfeindes Simon de Montfort?«